

Österreich und das Entstehen der Postmoderne

„Postmoderne“ ist ein Ausdruck mit vielen Bedeutungen. Mir geht es hier um das postmoderne Wissen bzw. um das postmoderne Denken über das Wissen: d. h. um die postmoderne Philosophie. – Auch „Österreich“ ist freilich ein Ausdruck mit vielen Bedeutungen. Mein Thema hier ist Zisleithanien – Großösterreich unter Ausschluß von Ungarn. Ich werde mich also eigentlich mit der österreichischen Philosophie – vorwiegend mit der österreichischen Philosophie um die Jahrhundertwende – beschäftigen, allerdings aus einer besonderen Perspektive, eben aus der Perspektive der Postmoderne. Und zwar wähle ich diese Perspektive nicht wegen, sondern trotz des Umstandes, daß der Ausdruck „postmodern“ zu einem Modeausdruck geworden ist. Denn ich meine, daß der Begriff des postmodernen Denkens, entsprechend gehandhabt, einen vorzüglichen Rahmen, ja vielleicht gerade den bisher *fehlenden* Rahmen zu einer neuen Deutung des betreffenden geschichtlichen Phänomens, der Einzigartigkeit der österreichischen Philosophie um die und nach der Jahrhundertwende, darstellt.

Nun geht bekanntlich die bahnbrechende und maßgebende Arbeit Jean-François Lyotards, der 1979 geschriebene Aufsatz „La condition postmoderne“, unter dem Titel *Das postmoderne Wissen* ins Deutsche übersetzt,¹ von vornherein von dem österreichischen Denken aus, nämlich – wie es Lyotard in seiner unnachahmbar lässigen Art ausdrückt – von dem „Pessimismus“, den „die Generation der Jahrhundertwende in Wien genährt hat: die Künstler Musil, Kraus, Hofmannsthal, Loos, Schönberg, Broch, aber auch die Philosophen Mach und Wittgenstein“.² Lyotard bezieht sich auf des späteren Wittgensteins Begriff der Sprachspiele, d. h. auf einen Begriff voneinander unabhängiger Teilsprachen, semantischer Eigenwelten; und führt das berühmte Bild aus den *Philosophischen Untersuchungen* an: „Unsere Sprache kann man ansehen als eine alte Stadt: Ein Gewinkel von Gäßchen und Plätzen, alten und neuen Häu-

¹ Erstmals in der Zeitschrift *Theatro machinarum*, 1982. Ich verwende hier die völlig überarbeitete Fassung der Übersetzung, die bei Böhlau (Graz – Wien: 1986) erschienen ist.

² A. a. O., S. 121.

sern, und Häusern mit Zubauten aus verschiedenen Zeiten; und dies umgeben von einer Menge neuer Vororte mit geraden und regelmäßigen Straßen und mit einförmigen Häusern.“³ Was Musil betrifft, scheint Lyotard im wesentlichen auf S. 150 von *Mann ohne Eigenschaften* hinzuweisen: „Es ist“, lautet die von ihm vermutlich gemeinte Stelle, „eine Welt von Eigenschaften ohne Mann entstanden, von Eigenschaften ohne den, der sie erlebt, und es sieht beinahe aus, als ob im Idealfall der Mensch überhaupt nichts mehr privat erleben werde.“

Mein gegenwärtiger Versuch hofft über Lyotard insofern hinauszugehen, als ich einerseits das postmoderne Problem, andererseits das Element des Österreichischen in der Entstehung desselben, kommunikationsgeschichtlich bzw. philosophiegeschichtlich etwas breiter fassen möchte, als es bei ihm der Fall ist. Und zwar werde ich, *erstens*, den Begriff des postmodernen Wissens aus kommunikationstechnologischer und kommunikationsgeschichtlicher Sicht erläutern; *zweitens* auf die Stelle der österreichischen Philosophie in der Philosophie der Postmoderne hinweisen; *drittens* etwas näher eben auf die postmoderne Linie innerhalb der österreichischen Philosophie eingehen; *viertens*, knapper als es geboten wäre, eine Vermutung in bezug auf die Gründe für die frühe Gegenwart des Österreichischen im Entstehen des postmodernen Problems aufstellen; *fünftens* und abschließend die *Rolle* der österreichischen Philosophie in der postmodernen *Lösung* andeuten.

* * *

Die Technologie der menschlichen Kommunikation läßt sich in vier große geschichtliche Phasen teilen.⁴ In der Phase der *primären Mündlichkeit* steht dem kollektiven Wissen noch kein anderer Träger zur Verfügung als das individuelle Gedächtnis, unterstützt durch die gesprochene Überlieferung. Ein Denken, das sich in diesem Rahmen vollzieht, ist not-

³ Ebd., S. 119 (s. Ludwig Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, § 18).

⁴ Ich folge hier vor allem den Arbeiten von Walter J. Ong, S.J.: *The Presence of the Word: Some Prolegomena for Cultural and Religious History*, New Haven: Yale University Press, 1967, und *Orality and Literacy: The Technologizing of the Word*, London: Methuen, 1982. Vgl. auch die Werke von Eric Havelock: *Preface to Plato*, Cambridge, MA: Harvard University Press, 1963; *The Greek Concept of Justice: From Its Shadow in Homer to Its Substance in Plato*, Cambridge, MA: Harvard University Press, 1978; *The Literate Revolution in Greece and Its Cultural Consequences*, Princeton: Princeton University Press 1982; *The Muse Learns to Write: Reflections on Orality and Literacy from Antiquity to the Present*, New Haven: Yale University Press 1986; sowie Jack Goody und Ian Watt, „Konsequenzen der Literalität“ (1963), in Goody (Hrsg.), *Literalität in traditionellen Gesellschaften*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1981.

gedrungen formelhaft, mythisch, anthropomorph – in der Tat „prälogisch“. Demgegenüber führt die *Schriftlichkeit*, eine Technologie, die das Festhalten des Gesagten, den Vergleich verschiedener Texte, die Frage nach der strengen Identität bzw. Differenz von Aussagen zuerst ermöglicht, zur Idee des Widerspruchs und der Kohärenz, zum kritisch-rationalen Denken. Sie führt zur Idee der Reflexion, indem sie überhaupt erst ihre Möglichkeit, das subjektive Bewußtsein, die Subjekt–Objekt–Spaltung schafft. In diesem Sinne weist der ungarische Historiker István Hajnal in einer bahnbrechenden Studie auf die griechischen Entwicklungen zur Zeit der umfassenden Verbreitung der Schriftlichkeit hin:

Diese Verschmelzung des natürlichen, sprachmäßigen Denkens und der Schrift bedeutete die Ausbildung einer neuen, schriftlichen Denktechnik. Das äußere und innere Leben der Menschen werden durch die Schrift auf lebendige Weise begleitet, objektiviert, und damit der Beobachtung zugeführt. Indem sie Vergangenheit und Gegenwart sowohl im Leben des einzelnen als auch im Leben der Gemeinschaft verbindet, spornt sie zum vernünftig-kausalen Denken an [okszerű gondolkodásra ösztönöz], ermöglicht sie einen komplizierten Gedankenbau. Sie ist die eigentliche praktische Grundlage der Entwicklung des Rationalismus.⁵

Das Erleben der Sprache als Schrift, der Wörter als objektiv-festgeordnete Gegebenheiten, führt zur Idee der „eigentlichen Bedeutung“, einer Bedeutung also, die von Sprechsituation und Kontext unabhängig sein soll; führt hiermit zur Idee der Wahrheit als Übereinstimmung, als Korrespondenz zwischen Aussage und objektiver Wirklichkeit. Allerdings reicht die Technik der *Handschrift* nicht aus, um die Übermacht der Mündlichkeit zu gefährden; die erkenntnismäßigen Wirkungen der Schrift bilden sich erst mit dem *Buchdruck* voll aus.⁶ Mit zu diesen Wir-

⁵ Hajnal István, „Írásbeliség, intellektuális réteg és európai fejlődés“ [„Schriftlichkeit, intellektuelle Schicht und europäische Entwicklung“], *Károlyi Emlékkönyv* (1933). Hier zitiert nach *Medvetánc* 1982/2–3, S. 327, meine Übersetzung. Der Aufsatz Hajnals wurde 1934 auch auf Französisch veröffentlicht, in der *Revue de l'Institut de Sociologie Solvay* (Bruxelles). – Zur Entstehung der Idee des Subjekt–Objekt Gegensatzes vgl. auch insb. Havelock, *Preface to Plato*, S. 215 f.: „in philosophy, as the existence of the self was progressively clarified, there occurred a parallel and simultaneous effort to bring the self into relation with what is not self. The existence of the subject in short, for the Greek, came to presume the existence of the object.“

⁶ Vgl. etwa Ong, *Orality and Literacy*, S. 117 ff.: „print both reinforces and transforms the effects of writing on thought and expression... the letters used in writing do not exist before the text in which they occur. With alphabetic letterpress print it is otherwise.“

kungen zählen die Möglichkeit einer einheitlichen Wissenschaft sowie überhaupt des kumulativen Wissens, dadurch aber das Entstehen eines geschichtlichen Bewußtseins und der Idee des Fortschrittes.⁷ Der Buchdruck ist die Grundlage der modernen Individualität – der individuellen Bildung, des individuellen Wissens, der individuellen Synthese und Kreativität – und damit überhaupt des modernen Bewußtseins. Das Zeitalter der Moderne läßt sich sehr genau als das Zeitalter des Buchdruckes bestimmen. Lyotard nennt es die Zeit der „großen Erzählungen“, der *grands récits*,⁸ diese entwickeln sich jedoch eben anhand jenes einheitlichen begrifflichen Rahmens, den erst der Buchdruck ermöglicht.

Words are made out of units (types) which pre-exist as units before the words which they will constitute. Print suggests that words are things far more than writing ever did. ... it was print, not writing, that effectively reified the word, and, with it, noetic activity... Hearing rather than sight had dominated the older noetic world in significant ways, even long after writing was deeply interiorized. Manuscript culture in the west remained always marginally oral. ... Writing served largely to recycle knowledge back into the oral world.“

⁷ Vgl. insb. Elizabeth L. Eisenstein, *The Printing Press as an Agent of Change: Communications and Cultural Transformations in Early-Modern Europe*, Cambridge: Cambridge University Press, 1979, Bd. I, S. 74 f., 124 und 301: „More abundantly stocked bookshelves obviously increased opportunities to consult and compare different texts. Merely by making more scrambled data available, by increasing the output of Aristotelian, Alexandrian and Arabic texts, printers encouraged efforts to unscramble these data. Some medieval coastal maps had long been more accurate than many ancient ones, but few eyes had seen either. Much as maps from different regions and epochs were brought into contact in the course of preparing editions of atlases, so too were technical texts brought together in certain physicians' and astronomers' libraries. Contradictions became more visible; divergent traditions more difficult to reconcile. ... Before trying to account for an ‚idea‘ of progress we might look more closely at the duplicating process that made possible not only a sequence of improved editions but also a continuous accumulation of fixed records. For it seems to have been permanence that introduced progressive change. The preservation of the old ... launched a tradition of the new. ... the communications shift [precedes] the beginning of a modern historical consciousness ... by a century or more. The past could not be set at a fixed distance until a uniform spatial and temporal framework had been constructed.“

⁸ Insofern sich die Wissenschaft, schreibt Lyotard, „nicht darauf beschränkt, die nützlichen Regelmäßigkeiten aufzuzeigen und das Wahre sucht, muß sie ihre Spielregeln legitimieren. So führt sie über ihr eigenes Statut einen Legitimationsdiskurs, der sich Philosophie genannt hat. Wenn dieser Metadiskurs explizit auf diese oder jene große Erzählung zurückgreift wie die Dialektik des Geistes, die Hermeneutik des Sinns, die Emanzipation des vernünftigen oder arbeitenden Subjekts, so beschließt man, ‚modern‘ jene Wissenschaft zu nennen, die sich auf ihn bezieht, um sich zu legitimieren.“ (A. a. O., S. 13 f.)

Was ich nun als das *postmoderne Problem* bezeichnen möchte, wird durch den Zerfall dieses einheitlichen Rahmens, durch das Unüberschaubarwerden des gesamtgesellschaftlichen Wissens hervorgebracht – durch den Umstand, daß die Institution des Buchdrucks nicht mehr ausreicht, dieses Wissen dem einzelnen zu vermitteln. Die Informations-explosion hat, wie Klaus Haefner schreibt, „den einzelnen Menschen in eine relativ willkürliche Ecke seiner informationellen Umwelt geschleudert“.⁹ Dieser Sachverhalt wurde von Robert Musil bereits 1921 als der Kern der Spenglerschen Zivilisationsproblematik erkannt:

Es ist eine alte und wie mir scheint recht unfruchtbare Streitfrage, wie man Kultur und Zivilisation unterscheidet. Ich glaube, wenn man unterscheiden will, ist es am besten, Kultur zu sagen, wo *eine* Ideologie herrscht und eine noch einheitliche Lebensform, Zivilisation dagegen als den diffus gewordenen Kulturzustand zu definieren. ... das Wachstum der Anzahl daran beteiligter Menschen [ist] die Hauptursache des Übergangs von Kultur in Zivilisation. Es ist klar, daß hundert Millionen Menschen zu durchdringen ganz andre Aufgaben stellt als hunderttausend. Die negativen Seiten der Zivilisation hängen zum größten Teil damit zusammen, daß diesem Volumen des sozialen Körpers seine Leitfähigkeit für Einflüsse nicht mehr entspricht. ... Mit dem Wachstum der Zahl hält die geistige Organisation nicht Schritt: darauf sind achtundneunzig vom Hundert aller Zivilisationserscheinungen zurückzuführen. Keine Initiative vermag den sozialen Körper auf weitere Strecken zu durchdringen und empfängt Rückwirkung von seiner Totalität. Man kann tun, was man will, Christus könnte auf die Erde wieder niedersteigen: es ist ganz ausgeschlossen, daß er zur Wirkung käme.¹⁰

Wird das Wissen unüberschaubar, so entstehen miteinander möglicherweise unvereinbare, inkommensurable oder einander widersprechende Wissensbereiche; der Wahrheit entschlüpft die absolute Geltung, die Beziehung des einzelnen zur Welt wird relativiert, das Ich büßt, in Ermangelung eines kohärenten geistigen Umfeldes, seine innere Einheit ein. Mit Lyotards Worten: Die große Erzählung verliert ihre Legitimität, die Wissenschaft nimmt die Gestalt von voneinander unabhängigen „kleinen Erzählungen“, *petits récits* an – das kollektive Wissen zerfällt in Fragmente.

⁹ Haefner, *Die neue Bildungskrise* (1982), Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1985, S. 31 f.

¹⁰ Musil, „Geist und Erfahrung. Anmerkungen für Leser, welche dem Untergang des Abendlandes entronnen sind“, *Gesammelte Werke in neun Bänden*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1978, Bd. 8, S. 1057 f.

Die Antwort auf diese Entwicklungen – *die postmoderne Lösung* – ist nun erst einmal eine philosophische: die bewußte Absage an den Wunsch eines geschlossenen (und damit auch des geschichtlichen) Weltbildes, das Aufgeben des Anspruches auf eine ganzheitliche Darstellung des individuellen und des (sich im Individuum dann eben *nicht* mehr widerspiegelnden) gesamtgesellschaftlichen Wissens. Zweitens besteht aber die postmoderne Lösung in einer erneuten Wende der Technologie der Kommunikation: im Zustandekommen der elektronischen Datenverarbeitung, der Computer und ihrer Vernetzungen, und freilich – als eine semantische Begleiterscheinung dieses Prozesses – im Aufgehen des Wissensbegriffes im Begriff der Information.¹¹ Aus postmoderner Sicht verspricht die neue Informationstechnologie in keiner Weise die Wiederherstellung eines Wissensganzen. Sie verspricht jedoch zu jeder sinnvollen Frage einen Weg darzubieten, der zu einer entsprechenden Ant-

¹¹ Ja auch – als eine pädagogische Begleiterscheinung – in der Ablösung des „Professors“ durch den *Konsultanten*. Der „Ära des Professors“, schreibt Lyotard, „[läuten] die Grabesglocken... Er ist nicht kompetenter zur Übermittlung des etablierten Wissens als die Netze der Speicher...“ (a. a. O., S. 156). – Der den „öffentlichen Lehrer“ bezeichnende lateinische Ausdruck bedeutet wörtlich: „wer sich (berufsmäßig und öffentlich zu einer wissenschaftlichen Tätigkeit) bekennt“. Zu Beginn des europäischen Universitätswesens war die Rolle des Professors allerdings eine bescheidenere. Seine *Vorlesungen* waren, wie Wulf Rehder hervorhebt, „genau das: Lesungen aus großen Büchern, die der arme Scholar oft selbst abschreiben mußte, um einen Text in Händen zu haben“ (*Der deutsche Professor*, Rasch und Röhring, 1985, S. 47). Erst im Zeitalter des Buchdrucks wurde er zu jener Gestalt, welche Friedrich von Hayek nicht ohne jede Ironie den „Meister seines Faches“ nennt, „the man who has at his ready command the whole theory and all the important facts of his discipline and is prepared to answer at a moment's notice all important questions relating to his field“ (Hayek, „Two Types of Mind“, *Encounter* 45, Sept. 1975, neu abgedruckt in: *New Studies in Philosophy, Politics, Economics and the History of Ideas*, London: Routledge & Kegan Paul, 1978, S. 50). Diese Gestalt ist nun im postmodernen Zeitalter in der Tat ein Anachronismus. Wie Marshall McLuhan schreibt: „With the end of lineal specialisms and fixed points of view, compartmentalized knowledge became as unacceptable as it had always been irrelevant. ... Today our science and method strive not towards a point of view but to discover how not to have a point of view, the method not of closure and perspective but of the open ‚field‘ and suspended judgment. Such is now the only viable method under electric conditions of simultaneous information movement and total human interdependence. ... Centuries of specialist stress in pedagogy and in the arrangement of data now end with the instantaneous retrieval of information made possible by electricity“ (*The Gutenberg Galaxy: The Making of Typographic Man*, University of Toronto Press, 1962, S. 276 und *Understanding Media*, New York: McGraw-Hill, 1964, S. 346).

wort führt. Nach einem systematischen Ganzen dieser Antworten soll nicht gefragt werden.

* * *

Die Anfänge der postmodernen Philosophie gehen keineswegs auf das österreichische Denken allein zurück. Nietzsche bezeichnet sein Werk *Jenseits von Gut und Böse* (1886), rückblickend, als „in allem Wesentlichen eine *Kritik der Modernität*“, eine Kritik der „Objektivität“ und des „historischen Sinnes“¹² – wobei freilich bereits seine zweite unzeitgemäße Betrachtung, „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“ (1874), einen Angriff auf das geschichtliche Bewußtsein darstellt. Die Fragen, die er dort formuliert – „bis zu welchem Grade das Leben den Dienst der Historie überhaupt brauche“, bzw. was „die natürliche Beziehung einer Zeit, einer Cultur, eines Volkes zur Historie“ sei¹³ – beantwortet Nietzsche mit Hinweisen auf die alten Griechen. Der Grieche, schreibt er,

würde wahrnehmen, dass für die neueren Menschen „gebildet“ und „historisch gebildet“ so zusammenzugehören scheinen, als ob sie eins und nur durch die Zahl der Worte verschieden wären. Spräche er nun seinen Satz aus: es kann Einer sehr gebildet und doch historisch gar nicht gebildet sein, so würde man glauben, gar nicht recht gehört zu haben... Jenes bekannte Völkchen einer nicht zu fernen Vergangenheit, ich meine eben die Griechen, hatte sich in der Periode seiner grössten Kraft einen unhistorischen Sinn zäh bewahrt.¹⁴

„Der moderne Mensch“, folgert Nietzsche, „schleppt zuletzt eine ungeheure Menge von unverdaulichen Wissenssteinen mit sich herum... Unsere moderne Bildung ist ... nichts Lebendiges...: sie ist gar keine wirkliche Bildung, sondern nur eine Art Wissen um die Bildung...“¹⁵ –

¹² *Ecce homo* (1888), *Sämtliche Werke: Kritische Studienausgabe*, Bd. 6, dtv – de Gruyter, 1980, S. 350 f.

¹³ Zitierte Ausgabe, Bd. 1, S. 257 und 271.

¹⁴ Ebd., S. 273.

¹⁵ Ebd., S. 272. „Die Cultur eines Volkes als der Gegensatz [der] Barbarei“, schreibt weiter Nietzsche allerdings, „ist einmal, wie ich meine, mit einigem Rechte, als Einheit des künstlerischen Stiles in allen Lebensäusserungen eines Volkes bezeichnet worden; diese Bezeichnung darf nicht dahin missverstanden werden, als ob es sich um den Gegensatz von Barbarei und *schönem* Stil handele; das Volk, dem man eine Cultur zuspricht, soll nur in aller Wirklichkeit etwas lebendig Eines sein und nicht so elend in

Auch der Amerikaner William James kann, ohne Zweifel, als ein früher Vertreter der postmodernen Philosophie betrachtet werden: Der Begriff der Wahrheit hat für ihn weniger mit Theorie als mit Praxis zu tun, und insbesondere sein „radikaler Empirizismus“ ist eine Auffassung, laut welcher die Erfahrung keine festen Grenzen hat und keine festen Definitionen zulässt.¹⁶ James hat eindeutig sowohl auf Wittgenstein als auch, über Husserl, auf Heidegger – den Philosophen der Postmoderne par excellence – gewirkt,¹⁷ diese Wirkung ist jedoch eine eher unterirdische, keine explizite. G. B. Madison hat nicht ganz unrecht, wenn er schreibt:

Where ... shall we locate the beginning, both genuine and real, of postmodern philosophy? Actually, there is only one serious candidate for this position. There is only one beginning which inaugurated an effective and *continuous* history; this is the beginning that was begun in 1900, the year of Nietzsche's death, with the publication of the *Logical Investigations* by Edmund Husserl. ... Husserl effectively deconstructed both the „epistemological subject“ and the „objective world“.¹⁸

Inneres und Aeusseres, in Inhalt und Form auseinanderfallen. Wer die Cultur eines Volkes erstreben und fördern will, der erstrebe und fördere diese höhere Einheit und arbeite mit an der Vernichtung der modernen Gebildetheit zu Gunsten einer wahren Bildung, er wage es, darüber nachzudenken, wie die durch Historie gestörte Gesundheit eines Volkes wiederhergestellt werden ... könne“ (ebd. S. 274 f.). Die von Nietzsche (und später in ähnlichem Geiste von Wittgenstein) geforderte „höhere Einheit“ hat indessen nichts mit irgendwelcher kognitiven Systematisierung zu tun; sie ist eine prämoderne Nostalgie, nichts weniger als ein modernes Ideal.

¹⁶ „The whole system of experiences as they are immediately given“, schreibt er, „presents itself as a quasi-chaos through which one can pass out of an initial term in many directions and yet end in the same terminus, moving from next to next by a great many possible paths.“ Zitiert nach David A. Hollinger, *In the American Province: Studies in the History and Historiography of Ideas*, Bloomington: Indiana University Press, 1985, S. 16. Vgl. auch Hollinger, „The Knower and the Artificer“, *American Quarterly* 39/1 (1987), insb. S. 52, wo die Postmoderne eben als handlungsorientierte, nicht-kontemplative Einstellung analysiert wird.

¹⁷ Vgl. Allan Janik, „Why Is Wittgenstein Important?“, Vortrag gehalten im Rahmen des 14. Internationalen Wittgenstein Symposiums, Kirchberg am Wechsel, August 1989.

¹⁸ *Critical Review*, Frühjahr/Sommer 1988, S. 170.

Das Husserlsche philosophische Subjekt, wie es im zweiten Band der *Logischen Untersuchungen* entwickelt wird, ist weder mit dem empirischen Ich, dem „Ich-körper“ identisch, der „als physisches Ding erscheint wie irgendein anderes“, noch weist die Analyse des an den Ich-körper empirisch gebundenen, anscheinend zu dem Ich-körper gehörenden geistigen Ichs ein Zentrum auf. Die seelischen Erlebnisse haben keinen gemeinsamen Brennpunkt. Die intentionalen Erlebnisse, die Akte setzen kein Subjekt voraus. Leben wir sozusagen, wie sich Husserl ausdrückt, „im betreffenden Acte, gehen wir z. B. in einem wahrnehmenden Betrachten eines erscheinenden Vorganges auf, oder im Spiele der Phantasie, in der Lectüre eines Märchens, im Vollzuge eines mathematischen Beweises u. dgl., so ist von dem Ich als Beziehungspunkt der vollzogenen Acte nichts zu merken“.¹⁹ – Nun steht aber der vormalige Österreicher Husserl – in Mähren geboren, jüdischer Abstammung, bei Brentano in Wien studiert und schließlich nach Deutschland übersiedelt – eben in einem geistigen Umfeld, zu dem noch gar manche andere österreichische Denker gehören. Die wirkliche Geschichte der postmodernen Philosophie beginnt – dies möchte ich jetzt etwas eingehender zeigen – in Österreich.

* * *

Und zwar nimmt diese Geschichte mit den Schriften von jenem *Ernst Mach* ihren Anfang, der überhaupt einen außerordentlich breiten und vielschichtigen Einfluß auf seine österreichische Um- und Nachwelt hatte. In der *Analyse der Empfindungen*, in welcher Arbeit auch die berühmte Formel vom *unrettbaren Ich* geprägt wurde, spricht Mach von einer relativen, bloß scheinbaren Beständigkeit jenes „an einen besondern Körper (den Leib)“ gebundenen „Complex[es] von Erinnerungen, Stimmungen, Gefühlen, welcher als Ich bezeichnet wird“. Das Ich, schreibt er, ist „nicht scharf abgegrenzt, die Grenze ist ziemlich unbestimmt und willkürlich verschiebbar“. Die „sogenannte Einheit des Bewusstseins“ gibt es nicht, das Ich ist „keine reelle“, sondern nur eine aus den Elementen zusammengesetzte „ideelle denkökonomische“ Einheit.²⁰ Noch in dem Band *Erkenntnis und Irrtum* kommt Mach auf das „Scheinproblem“ Ich zurück, weist die Vorstellung eines „isolierten Ichs“ ab,

¹⁹ Edmund Husserl, *Logische Untersuchungen*, Bd. II, Halle: Max Niemeyer, 1901, S. 342 und 355.

²⁰ Mach, *Beiträge zur Analyse der Empfindungen*, Jena: 1886, S. 18, 3, 9, 19, 18.

und kritisiert namentlich die Herbartsche „Voraussetzung der Einfachheit der Seele“.²¹

Teilweise unter Machscher Wirkung entwickeln sich die Ideen von *Fritz Mauthner*. Mauthner ist ideengeschichtlich interessant, einerseits weil anhand seiner autobiographischen Reflexionen die Verflochtenheit seines Denkens mit der österreichischen Lebenswelt deutlich nachvollziehbar ist, andererseits weil bei ihm das Ichproblem bereits mit dem Sprachproblem verknüpft auftaucht. Mauthner kennt kein wortloses Denken, auch das Gedächtnis existiert für ihn nur in der Sprache; da aber nun das Ich in der bloßen Erinnerung besteht, löst sich das Subjekt eigentlich im Sprechen auf. Es ist übrigens bemerkenswert, daß Mauthner das von Lyotard angeführte Wittgensteinsche Bild von der Sprache als einer alten Stadt gewissermaßen vorwegnimmt. „Die Sprache“, schreibt er, „ist geworden wie eine große Stadt, Kammer an Kammer, Fenster an Fenster, Wohnung an Wohnung, Haus an Haus, Straße an Straße, Viertel an Viertel, und das alles ist ineinandergeschachtelt, miteinander verbunden, durcheinander geschmiert...“²²

Eine zersetzende Kritik des herkömmlichen philosophischen Ichbegriffes bedeutet das Werk *Sigmund Freuds*, das ja ebenfalls oft Anlaß zur Analyse des Einflusses der österreichischen Umgebung gibt.²³ Nicht das denkende, ordnende, seiner Identität bewußte Ich ist „das eigentlich reale Psychische“, schreibt Freud in der *Traumdeutung*, sondern das Unbewußte, „uns nach seiner inneren Natur so unbekannt wie das Reale der Außenwelt, und uns durch die Daten des Bewußtseins ebenso unvollständig gegeben wie die Außenwelt durch die Angaben unserer Sinnesorgane.“²⁴ Oder wie es in einem 1917 verfaßten Aufsatz heißt:

Der Mensch, ob auch draußen erniedrigt, fühlt sich souverän in seiner eigenen Seele. ... Aber die beiden Aufklärungen, daß das Triebleben der Sexualität in uns nicht voll zu bändigen ist, und daß die seelischen Vorgänge an sich unbewußt sind und nur durch eine unvollständige und unzuverlässige Wahrnehmung dem Ich zugänglich und ihm unterwor-

²¹ Mach, *Erkenntnis und Irrtum: Skizzen zur Psychologie der Forschung*. Leipzig: 1905, S. 8 ff., 11, 13.

²² Mauthner, *Beiträge zu einer Kritik der Sprache* (1901–2), 3. Ausg., Leipzig: 1923, Bd. I, S. 27.

²³ Sehr detailliert, bekanntlich, in William M. Johnstons *Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte: Gesellschaft und Ideen im Donauraum 1848 bis 1938*, Wien: Böhlau, 1974, Kap. 16.

²⁴ Freud, *Die Traumdeutung* (1900), *Gesammelte Werke* Bd. II–III, London: Imago, 1942, S. 617 f.

fen werden, kommen der Behauptung gleich, daß *das Ich nicht Herr sei in seinem eigenen Haus*.²⁵

Das Selbst ist in sich fragmentiert, ein bloßes Wechselspiel zwischen dem gesellschaftlich bestimmten Über-Ich und dem Unbewußten. Daß aber das Unbewußte ebenfalls nicht nur biologisch, sondern auch gesellschaftlich bestimmt ist, hebt Freud betont hervor in seiner 1921 verfaßten Arbeit *Massenpsychologie und Ich-Analyse*.

Eindringlich weist auf das Fehlen der legitimierenden „großen Erzählung“ eben in bezug auf das Vielvölkerreich Österreich *Robert Musil* hin. „Es muß irgendwo in diesem Staat ein Geheimnis stecken“, schreibt er,

eine Idee. Aber sie ist nicht festzustellen. Es ist nicht die Idee des Staates, nicht die dynastische Idee, nicht die einer kulturellen Symbiose verschiedener Völker (Österreich könnte ein Weltexperiment sein), – wahrscheinlich ist das Ganze wirklich nur Bewegung zufolge Mangels einer treibenden Idee... Politische Mißstände haben stets ihre Gründe in kulturellen. Politik in Österreich hat noch keinen menschlichen Zweck... Man wird kein Ich durch sie, obwohl man alles andere mit ihrer Hilfe werden kann, und kein Ich vermag sich in ihr zu manifestieren.²⁶

Aber auch im Bereich des wissenschaftlichen Denkens, merkt Musil bereits, schwinden die allgemeinen Begründungen dahin, fehlen die umfassenden Zusammenhänge, gibt es keine kognitive, sondern bloß eine praktische Geschlossenheit. Die „Pioniere der Mathematik“, schreibt er in einem anderen frühen Essay,

hatten sich von gewissen Grundlagen brauchbare Vorstellungen gemacht, aus denen sich Schlüsse, Rechnungsarten, Resultate ergaben, deren bemächtigten sich die Physiker, um neue Ergebnisse zu erhalten, und endlich kamen die Techniker, nahmen oft bloß die Resultate, setzten neue Rechnungen darauf und es entstanden die Maschinen. Und plötzlich, nachdem alles in schönste Existenz gebracht war, kamen die Mathematiker ... darauf, daß etwas in den Grundlagen der ganzen Sache absolut nicht in Ordnung zu bringen sei; tatsächlich, sie sahen zuunterst nach und fanden, daß das ganze Gebäude in der Luft stehe. Aber die Ma-

²⁵ Freud, „Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse“ (1917), *Gesammelte Werke* Bd. XII, London: Imago, 1947, S. 8 und 11.

²⁶ „Politik in Österreich“ (1912), *Gesammelte Werke*, Bd. 8, S. 993.

schinen liefern! Man muß daraufhin annehmen, daß unser Dasein bleicher Spuk ist; wir leben es, aber eigentlich nur auf Grund eines Irrtums...²⁷

Es gibt keinen geschlossenen, umfassenden Kontext, damit auch keine gleichbleibende, *eigentliche* Wortbedeutung; die einzelnen Teilkontexte definieren Teilbedeutungen, aus denen sich kein „Wesen“ ergibt. Ulrich, der *Mann ohne Eigenschaften*, meditiert in einem der Nachlaßkapitel²⁸ über die hundertundein Arten der Liebe. „Die Frage, wie es kommt, daß so ganz Verschiedenes mit dem einen Wort Liebe bezeichnet wird, hat“, denkt Ulrich,

die gleiche Antwort wie die Frage, warum wir unbedenklich von EB-, Mist-, Ast-, Gewehr-, Weg- und anderen Gabeln reden! Allen diesen Gabeleindrücken liegt ein gemeinsames „Gabeligsein“ zugrunde; aber es steckt nicht als gemeinsamer Kern in ihnen... Denn sie brauchen nicht einmal untereinander alle ähnlich zu sein, es genügt schon, wenn ... nur Nachbarglieder einander ähnlich sind; entferntere sind es dann durch ihre Vermittlung. Ja, auch das, was die Ähnlichkeit ausmacht, das die Nachbarn Verbindende, kann in einer solchen Kette wechseln; und so kommt man ereifert von einem Ende des Wegs zum andern, und weiß kaum noch selbst, auf welche Weise man ihn zurückgelegt hat.

Zum gleichen Ergebnis kommt doch auch, Mitte der dreißiger Jahre, *Ludwig Wittgenstein*. „Statt etwas anzugeben“, schreibt er in einem der früh entstandenen Paragraphen der *Philosophischen Untersuchungen*, „was allem, was wir Sprache nennen, gemeinsam ist, sage ich, es ist diesen Erscheinungen garnicht Eines gemeinsam, weswegen wir für alle das gleiche Wort verwenden, – sondern sie sind mit einander in vielen verschiedenen Weisen *verwandt*.“ Ähnliches stellt man fest, wenn man z. B. verschiedene Spiele betrachtet. „Brettspiele, Kartenspiele, Ballspiel, Kampfspiele, usw. Was ist allen diesen gemeinsam?“ – fragt Wittgenstein. – „Sag nicht: ‚Es muß ihnen etwas gemeinsam sein, sonst hießen sie nicht ‚Spiele‘“ – sondern *schau*, ob ihnen allen etwas gemeinsam ist. – Denn wenn du sie anschaust, wirst du zwar nicht etwas sehen, was *allen* gemeinsam wäre, aber du wirst Ähnlichkeiten, Verwandtschaften, sehen, und zwar eine ganze Reihe.“²⁹ Die Teilsprachen, die „Sprachspiele“ schließen

²⁷ „Der mathematische Mensch“ (1913), ebd., S. 1006.

²⁸ „Fühlen und Verhalten. Die Unsicherheit des Gefühls“ (1937 geschrieben).

²⁹ *Philosophische Untersuchungen*, §§ 65 f.

sich zu keiner *einheitlichen* Sprache zusammen. Dieser Einsicht entsprechend findet sich bei Wittgenstein dann auch voll ausgebildet etwa die Musilsche Vermutung, daß Schwierigkeiten in den sog. Grundlagen der Mathematik zu keinerlei wirklichen Schwierigkeiten in den Berechnungen selbst führen; daß ein „Widerspruch“ im Kalkül keinerlei verheerende Wissensfolgen hat, da unser Wissen eben kein Kalkül ist.

Schadet der Widerspruch, der entsteht wenn Einer sagt: „Ich lüge. – Also lüge ich nicht. – Also lüge ich. – etc.“? Ich meine: ist unsere Sprache dadurch weniger brauchbar, daß man in diesem Fall aus einem Satz nach den gewöhnlichen Regeln sein Gegenteil ... folgern kann? ... Interesse erhält so ein Widerspruch nur dadurch, daß er Menschen gequält hat und dadurch zeigt, wie aus der Sprache quälende Probleme wachsen können; und was für Dinge uns quälen können.³⁰

Und ganz allgemein kommt die postmoderne Absage an die geschlossene Darstellung im Vorwort der *Philosophischen Untersuchungen* zum Vorschein. „Meine Absicht“, schreibt hier Wittgenstein,

war es von Anfang, alles dies einmal in einem Buche zusammenzufassen, von dessen Form ich mir zu verschiedenen Zeiten verschiedene Vorstellungen machte. Wesentlich aber schien es mir, daß darin die Gedanken von einem Gegenstand zum andern in einer natürlichen und lückenlosen Folge fortschreiten sollten. – Nach manchen mißglückten Versuchen, meine Ergebnisse zu einem solchen Ganzen zusammenschweißen, sah ich ein, daß mir dies nie gelingen würde. Daß das beste, was ich schreiben konnte, immer nur philosophische Bemerkungen bleiben würden... – Und dies hing freilich mit der Natur der Untersuchung selbst zusammen.

³⁰ Wittgenstein, *Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik*. – *Schriften*, Bd. 6, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1974, S. 120. – In seinem 1939 gehaltenen mathematisch-philosophischen Seminar, an dem auch Alan Turing teilnahm, fand es Wittgenstein „seltsam“, daß „Widersprüche uns Rätsel aufgeben. Denken wir etwa an das Beispiel des Lügners. In gewisser Weise ist es sehr merkwürdig, daß sich jemals einer den Kopf darüber zerbrochen hat. Es ist viel ungewöhnlicher, als man vielleicht glaubt, daß sich die Menschen über so etwas bekümmern, denn die Sache funktioniert so: Wenn jemand sagt ‚Ich lüge‘, so erwidern wir, daß er nicht lügt, woraus folgt, daß er wohl lügt, und so fort. Na und? Man kann auf diese Weise fortfahren, bis man schwarz wird. Und warum auch nicht? Es macht doch nichts.“ (Wittgenstein, *Vorlesungen über die Grundlagen der Mathematik*. – *Schriften*, Bd. 7, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1978, S. 249 f.) Charakteristisch ist auch Wittgensteins Ausspruch: „Meine Aufgabe ist es nicht, über den Gödelschen Beweis, z. B., zu reden; sondern an ihm vorbei zu reden (*Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik*, S. 383).

Sie nämlich zwingt uns, ein weites Gedankengebiet, kreuz und quer, nach allen Richtungen hin zu durchreisen. – Die philosophischen Bemerkungen dieses Buches sind gleichsam eine Menge von Landschaftsskizzen, die auf diesen langen und verwickelten Fahrten entstanden sind.

* * *

Wittgensteins Absage an das „Buch“, an diese typische Einheit des modernen Wissens, steht im krassen Gegensatz zu der Überzeugung des Ahnherren der österreichischen Philosophie Bernard Bolzano, daß sich alle Wahrheiten über die Welt (nämlich eben die Welt der Bolzanoschen „Wahrheiten-an-sich“) in geschlossenen Lehrbüchern darstellen lassen. Bolzanos logischer Objektivismus ist ein extremer Ausdruck der modernen Wissensauffassung, damit auch eine Herausforderung und ein Rahmen – oder, mit anderen Worten, ein philosophieimmanenter Grund – für die postmoderne Kritik innerhalb des österreichischen Denkens. Wichtiger freilich sind die soziologisch-politischen Gründe: die *gebrochene Kommunikation* innerhalb von Zisleithanien. Wenn ich hier von „gebrochener Kommunikation“ spreche, meine ich nicht bloß das Miteinanderdasein verschiedener Sprachen, sondern den Umstand, daß – während die horizontale Mobilität infolge der Industrialisierung intensiver wurde – außersprachliche Gründe den semantischen Ausgleich zwischen jenen Sprachen, also die tiefgehende wechselseitige Übersetzbarkeit, immer wieder erschwerten.³¹ Ein etwa für den Deutschböhmern gültiger Gedankengang konnte, ins Tschechische übersetzt und damit in einen anderen Interessenrahmen versetzt, zu einem für den Tschechen ungültigen Gedankengang, das politisch oder gesellschaftlich Sinnvolle, wortgetreu übersetzt, zu etwas politisch oder gesellschaftlich Sinnlosem werden. Die politische Ohnmacht aller Übersetzung führte in Österreich zu einer politisierenden Sprachphilosophie oder philosophierenden Sprachpolitik, die man als einmalig beschreiben möchte. 1883 kam es im Wiener Abgeordnetenhaus zu einer Debatte über die Sprachenfrage, in der es um

³¹ Ich folge hier vor allem dem Ansatz von Karl W. Deutsch, *Nationalism and Social Communication* (London – New York: 1953), insb. S. 66 und 69 f.: „Societies produce, select, and channel goods and services. Cultures produce, select, and channel information. ... Individuals of different cultures often live in one society, such as Czechs and Germans in Bohemia. ... For many years they may exchange goods and services but relatively little information. They may have very few complementary channels of communication. Many of their experiences in their common society may be similar, as were those of Czech and German miners in the same mining town, but they are not necessarily shared.“

die *Definition* von „Staatsprache“, „Landessprache“ und „landesüblicher Sprache“ ging. Bezeichnend ist die Mahnung, die der liberale Politiker Ernst von Plener in der Debatte an die Abgeordneten richtete:

Als Christus vor dem Landpfleger stand und sagte: „Wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme“, da wußte der von Menschenfurcht und Zweifel geplagte Pilatus nichts anderes zu antworten als die scheue und verlegene Gegenfrage zu stellen: „Was ist Wahrheit?“ Und wenn der österreichische Staat vor Sie hintritt und sagt, er brauche Ordnung für sich selbst, Ordnung und Regelung für die Verhältnisse der Nationalitäten, so zucken Sie mit den Achseln und fragen: „Ja, was ist denn eigentlich Staatsprache?“³²

Die besten Beschreibungen zum österreichischen Sprachproblem finden sich freilich wieder einmal im *Mann ohne Eigenschaften*.³³ Österreich, schreibt Musil etwa,

war zum Beispiel kaiserlich-königlich und war kaiserlich und königlich; eines der beiden Zeichen k.k. oder k.u.k trug dort jede Sache und Person, aber es bedurfte trotzdem einer Geheimwissenschaft, um immer sicher unterscheiden zu können, welche Einrichtungen und Menschen k.k. und welche k.u.k. zu rufen waren. Es nannte sich schriftlich Österreichisch-Ungarische Monarchie und ließ sich mündlich Österreich rufen... ... Seit Bestehen der Erde ist noch kein Wesen an einem Sprachfehler gestorben, aber man muß wohl hinzufügen, der österreichischen und ungarischen österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie widerfuhr es trotzdem, daß sie an ihrer Unaussprechlichkeit zugrunde gegangen ist.

Man hat, offensichtlich, in Österreich früher als anderswo die Erfahrung machen können, daß es so etwas wie *sprachliche Inkommensurabilität* gibt; daß sich die „große Erzählung“ nicht erzählen und sich das Wissen, das in verschiedenen Sprachen geteilt vorliegt, nicht zu einem Ganzen zusammenschließen läßt. Das galt nicht nur im öffentlichen Bereich, sondern auch im eigenen Geiste. *Gebrochene Kommunikation* – natürlich denkt man hier an Freud. Ich erinnere aber auch an die Äußerung Mauthners: „Der Deutsche im Innern von Böhmen, umgeben von einer tschechischen Landbevölkerung, spricht keine deutsche Mundart, spricht ein

³² Plener, *Erinnerungen. Zweiter Band: Parlamentarische Tätigkeit 1873–1891*. Deutsche Verlags-Anstalt, 1921, S. 262.

³³ Insb. in den Kapiteln 8 und 98.

papierenes Deutsch“³⁴; ich erinnere an den Triester Ettore Schmitz, der den Namen „Italo Svevo“, „der italienische Schwabe“, angenommen und das Italienische als die Sprache seines literarischen Wirkens gewählt hat, obzwar er sich nicht ohne Schwierigkeiten in dieser Sprache ausdrücken konnte: War es doch für ihn nicht möglich, in jenem von deutschen und slawischen Einflüssen gefärbten italienischen Dialekt zu *schreiben*, den er als seine Muttersprache *sprach*. Oder ich erinnere an den Konflikt von Hochdeutsch und Dialekt etwa bei Grillparzer oder Weinheber. Es ist nicht leicht, schrieb doch Weinheber an einen Freund, „eine große Lebenslinie in der Kunst durchzuhalten; bei mir umso schwerer, als ich ja in *zwei* Sprachen denke, im Wienerischen und im Hochdeutschen.“³⁵ Sogar bei Wittgenstein läßt sich dieser Konflikt beobachten, bzw. es entsteht bei ihm die entsprechende Reflexion – in seinem *Wörterbuch für Volksschulen*. Auch in diesem Wörterbuch zeigt sich bereits Wittgensteins Distanz zum *gedruckten* Text überhaupt, seine Vorliebe für das *gesprochene Wort*, seine Abneigung gegenüber der modernen Art der Kommunikation, seine Nostalgie für vergangene Zeiten der Mündlichkeit, und seine Vorahnung einer Zeit der *sekundären Oralität* – der Zeit des elektronischen Tons, welcher im System der globalen Kommunikation freilich unsteuerbar wäre ohne die elektronische Informationsverarbeitung.

* * *

Und damit komme ich, abschließend und in bloß einigen Sätzen, zur Frage, inwiefern das Österreichische auch in der postmodernen *Lösung* des Informationszerfalls bzw. -überflusses eine Rolle gespielt hat. Technologisch besteht diese Lösung, wie gesagt, in der elektronischen Datenverarbeitung, also im Computer und in der Vernetzung. Nun ist derjenige Wissenschaftler, der hier sowohl praktisch als auch insbesondere theoretisch die entscheidende Vorarbeit geleistet hat, der Engländer Alan Turing. Die mathematischen Grundlagen des Digitalcomputers arbeite-

³⁴ Fritz Mauthner, *Erinnerungen I: Prager Jugendjahre*, München, 1918, S. 51. – Daß dieses Defizit allerdings mit einer gewissen sprachwissenschaftlichen Sensibilität einhergehen konnte, betont Mauthner ebenfalls. „[I]ch verstehe es gar nicht“, heißt es an einer anderen Stelle, „wenn ein Jude, der in einer slawischen Gegend Österreichs geboren ist, zur Sprachforschung nicht gedrängt wird. Er lernte damals ... genau genommen drei Sprachen zugleich verstehen ..., mußte gewissermaßen zugleich Deutsch, Tschechisch und Hebräisch als die Sprachen seiner ‚Vorfahren‘ verehren“, ebd., S. 32 f.

³⁵ Josef Weinheber, *Sämtliche Werke*, Bd. V, Salzburg: 1956, S. 199.

te er Mitte der dreißiger Jahre in einem Aufsatz aus, der sich mit der Unentscheidbarkeitsthese von dem aus Brünn stammenden Kurt Gödel auseinandersetzte. Dabei waren Turings Gedanken höchstwahrscheinlich nicht unabhängig vom Einfluß des Cambridger Philosophielehrers Wittgenstein, dessen Seminare er zwei Semester hindurch besuchte.³⁶ Wittgensteins mathematischer Finitismus, der in seiner skeptisch-österreichischen Sprachauffassung wurzelt, ist demnach anscheinend nicht ohne Wirkung auf die postmoderne Informationstechnologie geblieben. Dies im einzelnen zu verfolgen wäre aber bereits – eine andere kleine Erzählung.

³⁶ Vgl. meine Schrift „Wittgenstein and the Problem of Machine Consciousness“, *Grazer Philosophische Studien* 33/34 (1989), S. 383.